



dot  
books

# PHILIPPA CARR

## Der Zigeuner und das Mädchen

*Roman*

jetzt bestrebt sein, in Europa Erfolge zu erringen, damit die Menschen weiterhin an die Unbesiegbarkeit des Kaisers glaubten, auch wenn seine Flotte in der Trafalgar Bay schwer angeschlagen worden war.

Es war etwa eine Woche nach den Freudenfeuern. Wir saßen beim Abendessen, als einer der Diener hereinstürzte und schrie, daß der Wald brenne.

Wir sprangen auf und liefen ins Freie. Draußen empfingen uns Rauch und beißender Brandgeruch. Mein Vater schickte die Dienerschaft mit Wasser zum Wald. Ich holte inzwischen mein Pferd aus dem Stall und galoppierte in die Richtung, wo es brannte, denn dort befand sich das Zigeunerlager.

Der Anblick, der sich mir bot, war unbeschreiblich. Das Gras brannte, und die Flammen griffen bereits auf die Baumstämme über.

Mein Vater stand mitten in dem Durcheinander und brüllte Befehle; die Menschen aus den nahegelegenen Häuschen kamen mit Wassereimern gerannt.

»Wir müssen verhindern, daß die Flammen das Dickicht erreichen«, rief mein Vater.

»Zum Glück ist es beinahe windstill«, bemerkte David.

Die Schwierigkeit bestand darin, daß wir nicht genügend Wasser heranschaffen konnten. Obwohl jeder tat, was in seinen Kräften stand, griff das Feuer immer weiter um sich. Nur ein Wunder konnte den Wald noch retten.

Und das Wunder geschah. Es begann zu regnen, zuerst nur leicht, doch bald wurde ein Wolkenbruch daraus.

Alle atmeten erleichtert auf. Wir blieben stehen, wo wir uns gerade befanden, wandten die Gesichter zum Himmel und genossen den kostbaren Regen.

»Der Wald ist gerettet«, stellte mein Vater fest. »Doch nicht dank dieser lästigen Zigeuner.« Dann erblickte er mich, »Was tust du hier?« fragte er scharf.

»Ich konnte doch nicht zu Hause bleiben.«

Er antwortete mir nicht, sondern sah zu, wie die letzten Flammen gelöscht wurden. Dann rief er den Zigeunern zu: »Morgen will ich euch nicht mehr auf meinem Land sehen.« Er wendete sein Pferd und ritt davon; David und ich folgten ihm.

Am nächsten Morgen standen mein Vater und ich zeitig auf. Er war im Begriff, das Haus zu verlassen, und ich fragte ihn: »Was wirst du wegen der Zigeuner unternehmen?«

»Ich schicke sie fort.«

»Jetzt schon?«

»Ich werde gleich hinreiten.«

»Willst du alle bestrafen, weil einer oder zwei unvorsichtig waren?«

Er wandte sich mir mit zusammengekniffenen Augen zu. »Was verstehst du denn davon? Diese Leute haben beinahe meinen Wald niedergebrannt. Hast du eine Ahnung, wieviel Holz ich verloren hätte, wenn es nicht geregnet hätte? Ich dulde es nicht, daß sie meine Bäume in Brand stecken und meine Fasane stehlen, Sie sind nichts als Taugenichtse und Gauner.«

»Der Wald ist nicht abgebrannt, und ein oder zwei Fasane spielen für dich keine Rolle.«

»Was soll das wieder heißen? Warum setzt du dich für eine Zigeunerbande ein?«

»Sie müssen doch irgendwo lagern. Wohin sollen sie denn ziehen, wenn niemand ihnen erlaubt, ihr Lager aufzuschlagen?«

»Sie können überall lagern, nur nicht auf meinem Grund und Boden.«

Mit diesen Worten ging er hinaus. Ich kehrte in mein Zimmer zurück, zog rasch mein Reitkleid an und lief in den Stall. Hier erfuhr ich, daß mein Vater vor wenigen Minuten weggeritten war.

Ich gab meinem Pferd die Sporen und holte ihn ein, bevor er den Wald erreichte. Er hörte mich, sah sich um und hielt erstaunt sein Pferd an.

»Was willst du denn hier?«

»Du reitest zu den Zigeunern, und ich begleite dich.«

»Ausgerechnet du?«

»Ja, ich begleite dich.«

»Du machst sofort kehrt und reitest nach Hause.«

»Ich will nicht, daß du allein zu ihnen reitest.«

Das verräterische Lächeln zuckte um seine Lippen – zumindest schien er jetzt leicht belustigt zu sein.

»Was glaubst du denn, daß sie mir tun werden? Mich wie einen Fasan braten und zum Abendessen servieren?«

»Sie könnten gefährlich sein.«

»Ein Grund mehr, daß du hier nichts zu suchen hast. Reite sofort zurück.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du gehorchst mir also nicht?«

»Ich habe Angst um dich, wenn du allein reitest.«

»Du wirst mit jedem Tag deiner Mutter ähnlicher. Diese verflixten Töchter! Ich weiß nicht, warum ich mir das überhaupt gefallen lasse.«

»Ich begleite dich jedenfalls.«

Meine Entschlossenheit machte ihm sichtlich Spaß. Er wendete sein Pferd und ritt auf den Wald zu. Ich schloß mich ihm an. Er war überzeugt davon, daß es keine Schwierigkeiten geben würde, sonst hätte er darauf bestanden, daß ich zurückritt. Er hatte anscheinend schon oft mit Zigeunern zu tun gehabt und war vermutlich niemals auf Widerstand gestoßen, weder bei ihnen noch bei anderen Menschen.

Wir erreichten das Zigeunerlager, das aus vier braun und rot gestrichenen Wohnwagen und einem Planwagen bestand, der mit Körben, Kleiderhaken und geflochtenen Binsenmatten beladen war. Ein Feuer brannte; eine Frau saß davor und rührte in einem Kessel. Es duftete nach Gulasch. Im Gestrüpp waren einige Pferde angepflockt; vier oder fünf Männer saßen in der Nähe des Feuers und beobachteten uns.

Niemand hatte Anstalten getroffen, aufzubrechen.

Als ich zu meinem Vater hinüberblickte, fröstelte mich. Sein Gesicht war gerötet. Er war zornig und würde jetzt diesen Leuten bestimmt zeigen, wer hier der Herr war.

Als er sprach, klang seine Stimme wie Donnerrollen. »Ich habe euch befohlen, mein Land zu verlassen. Warum seid ihr noch hier?«

Die Männer in der Nähe des Feuers bewegten sich nicht, und die Frau rührte weiter in ihrem Kessel. Es war, als hätten sie meinen Vater nicht gehört. Das war die sicherste Methode, ihn wütend zu machen. Er ritt auf die Gruppe zu, und ich folgte ihm.

»Steht auf, ihr Flegel!« rief er. »Steht auf, wenn ich mit euch spreche. Das hier ist mein Grund und Boden. Ich werde nicht zulassen, daß ihr ihn plündert und meine Vögel stiehlt. Verschwindet mit euren Pferden und Wagen. Verschwindet, sage ich. Ihr habt euch mit meiner Erlaubnis hier aufgehalten. Diese Erlaubnis widerrufe ich jetzt.«

Einer der Männer stand langsam auf und schlenderte auf uns zu. Seine Bewegungen waren bewußt herausfordernd. Seine braunen Wangen waren gerötet, und er hatte die Hand auf das Messer in seinem Gürtel gelegt.

»Wir fügen Ihnen keinen Schaden zu«, sagte er. »Wir werden weiterziehen, wenn es soweit ist.«

»Keinen Schaden!« rief mein Vater. »Ihr setzt meinen Wald in Brand und behauptet, daß ihr keinen Schaden anrichtet. Ihr stiehlt meine Fasane und findet, daß das ebenfalls kein Schaden ist. Ihr werdet aufbrechen, wenn ich es anordne ... sofort.«

Der Mann schüttelte langsam den Kopf. Seine Haltung war drohend, doch mein Vater ließ sich von niemandem einschüchtern.

Mein Hals war trocken. Ich wollte meinem Vater zuflüstern, wir sollten besser sofort zurückreiten. In einer solchen Stimmung waren die Zigeuner gefährlich, denn sie waren wilde Gesellen, und wir waren unbewaffnet. Es war Wahnsinn, hier zu bleiben, denn sie waren viele, und wir waren nur zwei.

»Vater ...« flüsterte ich.

Er machte eine Handbewegung. »Reite sofort nach Hause«, befahl er.

»Ich reite nicht ohne dich«, antwortete ich heftig.

Ein zweiter Mann stand auf und ging auf uns zu. Andere folgten ihm. Vier ... fünf ... sechs, zählte ich. Sie kamen sehr langsam näher. Es war, als stünde die Zeit still und als brauchten sie unendlich lange, um uns zu erreichen.

»Habt ihr nicht gehört«, rief mein Vater. »Beginnt zu packen ... sofort!«

»Das Land gehört dem Volk«, erklärte der Mann mit dem Messer. »Wir haben ein Recht darauf.«

»Genausoviel Recht wie Sie«, rief einer der anderen.

»Narren! Schurken! Ich lasse euch einsperren. Ich hole jetzt die Konstabler.«

Er ergriff mein Pferd am Zügel und wollte mit mir davonreiten, als ein Stein meinen Sattel traf. Ich hielt den Atem an. Es war zu spät für einen Rückzug. Sie umringten uns, und ich bemerkte zum ersten Mal in meinem Leben Angst auf dem Gesicht meines Vaters. Natürlich galt sie mir. Er erkannte entsetzt, daß er vielleicht nicht imstande sein würde, mich zu beschützen.

Dann ertönte von einem der Wohnwagen ein Ruf, und alle blickten in diese Richtung. Romany Jake stand auf der Treppe – er war mit dem orangefarbenen Hemd und den Ohringen eine auffallende Erscheinung.

»Was ist los?« rief er.

Dann erfaßte er mit einem Blick die Situation – meinen Vater und mich und die aufgebrachten Zigeuner rings um uns.

»Seine Lordschaft will uns von seinem Land vertreiben, Jake«, antwortete einer der Männer.

»Uns verjagen? Wenn wir ohnehin zu gegebener Zeit weiterziehen?«

Er schlenderte herüber und stellte sich neben uns. Selbst in diesem Augenblick sah er mir leicht spöttisch und vielsagend in die Augen. »Guter Herr«, begann er mit lauter, klangvoller Stimme, »meine Freunde und ich werden Ihrem Besitz keinen Schaden zufügen. Gestern abend ist es zu einem Unfall gekommen. Wir hatten nicht die Absicht, Ihnen Schaden zu verursachen.«

»Ihr habt es aber getan. Und deshalb werdet ihr verschwinden ... und zwar jetzt.«

»Wir werden zu gegebener Zeit weiterziehen.«

»Was zu gegebener Zeit ist, bestimme ich. Ich meine damit heute und jetzt. Wenn ihr euch weiterhin widersetzt, lasse ich euch ins Gefängnis werfen. Es ist ohnehin an der Zeit, daß ein Exempel statuiert wird. Ich lasse euch alle nach Botany Bay deportieren. Vielleicht wird man euch dort zu ehrlicher Arbeit erziehen.«

Der Mann mit dem Messer trat näher, und es blitzte auf, als er den Arm hob. In diesem Augenblick warf noch jemand einen Stein.

»Mein Gott, Jessica«, murmelte mein Vater. Wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, hätte er den Mann getötet, der den Stein geworfen hatte. Ich war vor Angst wie gelähmt. Ich hatte meinen Vater stets für unbesiegbar gehalten. Er war immer der unumstrittene Herr in unserem Haus gewesen; er hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich; er hatte sich während der französischen Revolution dem Pöbel gestellt und meine Mutter vor dem sicheren Tod gerettet. Doch jetzt war er unbewaffnet, hoffnungslos unterlegen und verwundbar, weil er Angst um mich hatte.

Die Zigeuner waren schlau. Sie spürten instinktiv seine Schwäche.

Einer von ihnen trat zu mir und legte mir die Hand auf den Schenkel.

Mein Vater wollte sich auf ihn stürzen, doch in diesem Augenblick griff Romany Jake ein.

Seine Stimme klang laut und herrisch: »Schluß damit. Laßt das Mädchen in Frieden.«

Der Mann, der mich berührt hatte, wich zurück. Gespannte, drohende Stille trat ein.

»Ihr Narren!« sagte Romany Jake. »Wollt ihr, daß wir alle eingesperrt werden?«

Die Zigeuner wurden unsicher, doch der Mann mit dem Messer rührte sich nicht vom Fleck.

»Geh jetzt«, befahl Romany Jake.

Der Mann mit dem Messer schien eine Art Anführer zu sein. »Es ist an der Zeit, daß wir es ihnen einmal zeigen, Jake.«

»Nicht jetzt, nicht, wenn das Mädchen dabei ist. Steck das Messer ein, Jasper.«

Der Mann betrachtete zögernd das Messer. Die Frage war, wer von ihnen sich durchsetzen würde, denn dies war der Augenblick der Entscheidung. Die anderen, die nur zusahen, würden sich demjenigen anschließen, dessen Wille der stärkere war. Jasper wollte Rache, wollte seinen Zorn an jenen auslassen, denen das Land gehörte und deren Erlaubnis er einholen mußte, bevor die Zigeuner ein Lager aufschlagen konnten. Ich wußte nicht, wie Romany Jake darüber dachte. Seinen Worten hatte ich entnommen, daß er nur auf mich Rücksicht nahm. Was wäre wohl geschehen, wenn mein Vater allein hierher gekommen

wäre?

Mein Vater blieb ruhig. »Sie scheinen ein vernünftiger Mann zu sein. Bei Einbruch der Dunkelheit müssen Sie das Land verlassen haben.« Romany Jake nickte.

»Reiten Sie, reiten Sie jetzt«, sagte er leise.

»Komm, Jessica«, forderte mich mein Vater auf.

Wir wendeten unsere Pferde und ritten im Schritt vom Zigeunerlager fort.

Als wir den Wald hinter uns gelassen hatten, hielt mein Vater sein Pferd an und wandte sich mir zu. Die Röte war aus seinem Gesicht gewichen; er war blaß, und auf seiner Stirn standen Schweißperlen.

»Das war knapp«, gab er zu.

»Ich habe schreckliche Angst gehabt.«

»Mit gutem Grund. Wenn ich dir wieder einmal etwas befehle, wirst du widerspruchslos gehorchen.«

»Was glaubst du denn, was geschehen wäre, wenn ich nicht dabeigewesen wäre?«

»Das kannst du noch fragen? Ich wäre mit diesen Schurken anders umgesprungen.«

»Du mußt zugeben, Vater, daß Romany Jake unsere Rettung war.«

»Er ist genauso ein Tunichtgut wie die anderen. Wenn sie morgen bei Sonnenaufgang noch da sind, können sie sich auf etwas gefaßt machen.«

»Der Mann mit dem Messer ...«

»Er hätte es bestimmt benützt.«

»Du hattest keine Waffe bei dir, Vater.«

»Ich bedaure es sehr, daß ich diesmal kein Gewehr mitgenommen habe.«

»Ich bin froh, daß du keines dabei hattest. Statt dessen hattest du mich, und das war besser als ein Gewehr.«

Er lachte. Er war bestimmt sehr gerührt, weil ich darauf bestanden hatte, ihn zu begleiten.

»Es steht zweifelsfrei fest, wessen Tochter du bist«, meinte er. »Ich bin stolz auf dich, Jessica.«

»Ich bin so froh, daß ich bei dir geblieben bin.«

»Du glaubst wohl, daß es um mich geschehen gewesen wäre, wenn ich dich nicht mitgenommen hätte? Das redest du dir nur ein. Ich habe mich schon in gefährlicheren Situationen befunden. Ich verstehe nur eines nicht: daß auf meinem Grund und Boden am hellichten Tag so etwas geschehen kann. Und noch etwas: deiner Mutter darfst du kein Wort davon erzählen.«

Ich nickte.

Auf dem Heimweg schwiegen wir, weil wir das Erlebte verarbeiten mußten.

Am nächsten Morgen zogen die Zigeuner weiter, und in der Küche herrschte Jammer und Wehklagen, weil Romany Jake fort war.